

Krämer, Walter

Article

Ein alternativer Standpunkt zu "Deutsch als Wissenschaftssprache"

Schmollers Jahrbuch – Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Journal of Applied Social Science Studies

Provided in Cooperation with:

Duncker & Humblot, Berlin

Suggested Citation: Krämer, Walter (2002) : Ein alternativer Standpunkt zu "Deutsch als Wissenschaftssprache", Schmollers Jahrbuch – Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Journal of Applied Social Science Studies, ISSN 1865-5742, Duncker & Humblot, Berlin, Vol. 122, Iss. 2, pp. 301-304,
<https://doi.org/10.3790/schm.122.2.301>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/292016>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Ein alternativer Standpunkt zu „Deutsch als Wissenschaftssprache“

Von Walter Krämer

Der Artikel von Christian Wey fügt unwidersprochene Trivialitäten, deren Geltung von niemandem bezweifelt wird, sachliche Missverständnisse, falsche Unterstellungen und logische Trugschlüsse zu einer nicht immer konsistenten Gesamtschau einer Entwicklung zusammen, die aus verschiedenen Blickrichtungen mehr als bedenklich ist.

Zu den unwidersprochenen Trivialitäten gehört, daß Deutsch als internationale Wissenschaftssprache in den allermeisten Fächern keine Zukunft hat. Die Zeiten, da japanische Mediziner ihre Dissertationen auf Deutsch publizieren konnten, oder Russen und Franzosen auf Mathematikerkongressen Deutsch miteinander redeten, sind ein für allemal vorbei. Und die Werke von Karl Marx, Max Weber und Josef Schumpeter werden heute außerhalb des deutschen Sprachraums vor allem in ihren englischen Übersetzungen gelesen.

Eine weitere unwidersprochene Trivialität ist, um Christian Wey zu zitieren, daß die Qualität einer jeden Forschung nur besser werden kann, je mehr Forscher aktiv am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen. Dabei ist in der Tat eine internationale lingua franca wie früher das Latein und heute das Englische sehr nützlich.

Falsch und durch keine Belege zu beweisen ist die Unterstellung, daß die Freunde des Deutschen als Wissenschaftssprache diese Lage anders sähen. Denn es geht nicht um Deutsch als *internationale*, sondern um Deutsch als *nationale* Wissenschaftssprache, als Medium, in dem deutsche bzw. mit Deutsch als Muttersprache aufgewachsene Forscher denken, grübeln, Ideen entwickeln, Hypothesen formulieren, Querverbindungen herstellen, Gedankenblitze zünden lassen; es geht um das Werkzeug, mit dem Theorien und Ideen überhaupt erstmal entstehen.

Das ist kein ökonomisches, sondern ein linguistisches und psychologisches Problem.¹ Ich empfehle all den Kollegen, die auf internationalen Kon-

¹ Und in der Linguistik lange als solches anerkannt. Siehe die inzwischen über 50 Jahre alte Debatte zu der bekannten Sapir-Whorf-Hypothese, wonach die Sprache

ferenzen auf Englisch daherstottern müssen und allein schon deshalb allen englischen Muttersprachlern unterlegen sind, die Lektüre des zeitlosen Aufsatzes über die „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ von Heinrich von Kleist:² „Wenn Du etwas wissen willst,“ fängt dieser Aufsatz an, „und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich Dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“ Denn durch das Sprechen, so Kleist, werden unsere Gehirnzellen quasi aufgemischt, beflügelt, zu Höchstleistungen angetrieben – das Sprechen als Türöffner für das Denken. „Der Franzose sagt: *l'appétit vient en mangeant*, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, *l'idée vient en parlant*.“

Kleist erzählt dann weiter, wie es ihm schon oft passiert sei, daß er den Sprachmotor quasi anwirft, indem er einfach zu reden anfängt, und dann trägt ihn die Sprache, ohne daß er nachdenkt, ganz von selbst ans Ziel: „Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nur auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis zu meinem Erstaunen mit der Periode fertig ist.“

Die Erkenntnis ist zu Kleists Erstaunen mit der Periode fertig! Denn Sprache ist mehr als eine Benutzeroberfläche, mit der unser Denken mit der Umwelt in Verbindung tritt, Sprache ist einer der Motoren des Denkens selbst, Sprache ist ein Produktionsfaktor, und diesen Faktor optimal zu nutzen, gelingt den meisten Menschen nur in ihrer Muttersprache.

„Sprachlichkeit ist Teil des Wissensgeschehens selbst, und der Sprache kommt eine eigenständige gnoseologische Funktion bei der Wissensgewinnung zu“³. Deshalb, und nicht weil die deutsche Sprache per se so erhal-

das Denken im wesentlichen vorbestimmt: „Human beings do not live in the objective world alone, nor alone in the world of social activity as ordinarily understood, but are very much at the mercy of the particular language which has become the medium of expression for their society. It is quite an illusion to imagine that one adjusts to reality essentially without the use of language and that language is merely an incidental means of solving specific problems of communication and reflection. The fact of the matter is that the 'real world' is to a large extent unconsciously built up on the language habits of the group.“ (Sapir, Edward: *Selected Writings*, ed. D. G. Mandelbaum, University of California Press, 1949, S. 162). Weitere einschlägige Quellen sind Seebaß, Gottfried: *Das Problem von Sprache und Denken*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1981 oder Whorf, Benjamin Lee: *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1991.

² Etwa im Internet unter <http://www.kleist.org/texte/gedanken.htm>. Siehe auch die Diskussion dieses Aufsatzes in W. Krämer und R. Pogarell (Hrsg.): *Sternstunden der deutschen Sprache*, Paderborn 2002. S. 190 ff.

³ Konrad Ehlich: „Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert,“ *German as a foreign language* 1, 2000 (<http://www.gfl-journal.com>).

tens- und bewundernswürdig wäre (was zutreffen mag oder auch nicht, mein Argument aber nicht berührt), ist eine flexible, geschmeidige, anpassungsfähige und innovative Muttersprache für kreative Forschung unerlässlich. Nicht umsonst fiel die Explosion der wissenschaftlichen Erkenntnis nach der Renaissance mit dem Niedergang des lateinischen als *nationaler* Denksprache zusammen. Galileo dachte italienisch, Kepler oder Leibniz deutsch, und Newton vermutlich englisch. Erst das Ergebnis ihres Denkens publizierten dann alle auf Latein.

Wenn man nicht nur das Vermitteln, sondern auch das Entstehen von Gedanken einer Pidgin-Sprache überantwortet ähnlich der, die heute vielen deutschen Wissenschaftlern zum Erfassen unserer Welt als ausreichend erscheint, ist hochkarätige Forschung nicht mehr möglich. Ich zitiere den weltweit wohl bekanntesten Computerexperten, Josef Weizenbaum vom MIT, der auch die Art und Weise, wie deutsche EDV-Experten reden, für einen der Gründe des Rückstands der deutschen gegenüber etwa den amerikanischen Computerwissenschaften hält: „Jeder Mensch denkt in seiner eigenen Sprache mit den ihr eigenen Nuancen. Die Sucht vieler Deutscher nach englischen Sprachbrocken erzeugt dagegen, Spracharmut, Sprachgulasch. Ideen können so nicht entstehen.“⁴

Der Knackpunkt ist: „Ideen können so nicht entstehen“. Man kann also das Hauptargument von Christian Wey geradezu umkehren, wenn er fordert, erst müsse die deutsche Wissenschaft besser werden, dann ginge es auch der deutschen Sprache besser. In Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt: Erst muß die deutsche Sprache besser werden, erst müssen wir wieder üben, überhaupt kreativ und innovativ zu denken, dann steigt auch die Qualität der deutschen Wissenschaft. Denn kreatives Denken, um das nochmals zu betonen, gelingt den meisten Menschen nur in ihrer Muttersprache, und wenn diese Muttersprache ganze Lebens- und Wissensbereiche aus dem Weltbild ausblendet, ist in dieser Muttersprache eben kein Erfassen dieser Welt mehr möglich.

Deshalb geht auch das oft gehörte und auch von Christian Wey vorgebrachte Argument, auch muttersprachliche Fachsprachen wären für Nichtfachleute unverständlich, und deshalb könne man auch gleich in einer fremden Sprache Wissenschaft betreiben, am eigentlichen Problem vorbei. Natürlich hat die Wissenschaft eine Erklärungs-Bringschuld gegenüber denen, welche dieses Unternehmen finanzieren (den Wählern und Steuerzahlern). Diese Bringschuld ist leichter, wenn auch dann nicht immer einfach, in einer Sprache abzutragen, die von den Finanziers verstanden wird, d. h. in deren Muttersprache. Daß auch dann in aller Regel noch Reste von Unverständlichkeit verbleiben (wenn auch kleinere, als würde alles gleich in einer

⁴ Siehe die Wirtschaftswoche vom 15. 9. 1999, S 49.

fremden Sprache mitgeteilt), ist bedauerlich. Aber mit dem Funktionieren der Denkfabrik „Gehirn“ hat das alles nichts zu tun. Es geht nicht allein und noch nicht einmal in erster Linie darum, daß das breite Publikum eine Idee versteht, sondern daß der Ideenproduzent sie selbst versteht.

Wenn er oder sie sie dann verstanden hat, spricht nichts dagegen, sie dem weltweiten Publikum in einer wie auch immer gewählten lingua franca mitzuteilen, wie das unseren französischen Freunden seit langem mit viel Erfolg gelingt. Denn ökonomische und ökonometrische Forschung findet in Frankreich auf französisch statt. Die Terminologie ist umfassend und reich, fördert kreatives Denken und läßt unsere französischen Kollegen nahezu alles, was sie denken können oder wollen, zunächst einmal auf Französisch denken. Und erst dann wird das Ergebnis auf die bekannte etwas holprige Art und Weise ins Englische übertragen und einem weltweiten Publikum bekannt gemacht. Und das mit großem Erfolg. Laut Zählung von 2001 (siehe „Report of the Secretary“, *Econometrica* 70, 2002, S. 407 ff.) hat die Econometric Society 78 Mitglieder in Frankreich, davon 28 „Fellows“. Fellows sind durch herausragende wissenschaftliche Leistungen aufgefallene Mitglieder, die per Zuwahl in diesen erlesenen Kreis der führenden Ökonomen dieser Erde aufgenommen werden. In Deutschland gibt es 166 Mitglieder, aber nur 9 Fellows. Ich lese das so, daß die Deutschen zwar fleißiger sind, aber weniger Spitzenforschung produzieren, daß die von Weizenbaum so genannte „Sucht vieler Deutscher nach englischer Sprachbrocken“ einer kreativen Wissenschaft im Wege steht. Und in der Tat: wenn man sich das oft unverdauliche Kauderwelsch anhört, mit dem sich manche Kollegen etwa auf der Jahrestagung der Vereins für Sozialpolitik verständigen zu müssen glauben, fällt es nicht leicht, dahinter irgendwelche nennenswerten Beiträge zur Forschung zu vermuten.

Fazit: das Vordringen von Englisch im internen deutschen Wissenschaftsbetrieb ist keine Hilfe, sondern eine Bremse für den wissenschaftlichen Fortschritt. Wir zementieren damit die Zweitklassigkeit der deutschen Forschung auf allen Gebieten und machen uns auf ewig zu Anhängseln und Sklaven eines anglo-amerikanisch dominierten internationalen Kommunikations- und Wertesystems, wir machen uns zu Bürgern zweiter Klasse in unserem eigenen Wissenschaftsbetrieb.